

# Gedanken zur Erhaltung und Förderung des Ständeliedes

Von Dr. Walter Salmen, Freiburg i. Br.

Verfolgt man die Entwicklung des europäischen Volksgesanges von seinen Ursprüngen her, die in der Frühzeit zu suchen sind, so läßt sich im ganzen ein Prozeß des Niederganges, der zunehmenden Entwurzelung und inneren Aushöhlung feststellen. Zur gleichen Zeit, während die abendländische Tonkunst sich reich entfaltete, schrumpfte der Bestand und die Substanz des Volksgesanges, fast wie um das Gleichgewicht zu halten, ein. Dem äußeren Verklingen suchen seit 200 Jahren Sammler und Wiedererwecker mit partiellen Erfolgen zu begegnen; gegen den inneren Verfall vermochten lediglich die Dichter, denen es in Anknüpfung an das echte Volkslied, wie Goethe oder Eichendorff, um die Schaffung „echter, bedeutender Grundgesänge“ und „tieferer Melodien“ ging, schöpferisch etwas zu leisten. Aber auch sie wurden nur teilweise vernommen, so daß die Entwicklung beschleunigt und verhängnisvoll auf dem abschüssigen Wege weiter fortschreitet.

Die Zeichen des Niederganges sind seit dem späten Mittelalter greifbar. Die allmähliche Ersetzung des Brauchtumsliedes durch das funktionell ungebundene, aber im Laufe des Mittelalters mehr und mehr vorherrschende Liebeslied ist nur ein hervortretendes, durch das Aufstreben der Stadtkultur mitbedingtes Moment. Trotz dieser und anderer früher Anzeichen lebte der echte Volksgesang bis ins 19. Jahrhundert vorwiegend in den Grundschichten der ländlichen Bevölkerung nach, wandelte sich den Zeitstilen entsprechend und wurde eigenschöpferisch umgesungen. Neue, den sich ändernden Verhältnissen entspringende Gattungen entstanden, wie das Zeitungslied, Soldatenlied und das Ständelied, zu dessen betontem Hervortreten die allgemeine Urbanisierung in Wirtschaft, Gesellung und Lebensformen nicht unerheblich beitrug.

Das Ständelied der Handwerker, Bergleute, Schiffer, Soldaten tritt quellenmäßig greifbar seit dem 16. Jahrhundert in Erscheinung. Seine Formen, Stile und sonstigen Eigenzüge tragen seit dieser Zeit den Stempel des altdeutschen Stadtliedes, das sich vom Landlied wesentlich unterschied. Wie weit ältere Formen des höfischen Preisliedes u. a. mit einwirkten, steht noch als Frage offen. Textlich läßt es sich kenn-

zeichnen als ein auf den eigenen Beruf und dessen spezifische Umwelt bezogenes, selbstreflexives Singen. Zunft- und Standesgeist sprechen aus seinen Versen. Stolz auf die eigene Arbeit, auf den Wert und die Ehre des repräsentierten Standes sind neben religiös gerichteten Motiven die hauptsächlichen Singstoffe. Nur eine streng und organisch nach Schichten geordnete und aufgebaute, wirtschaftlich differenzierte Gesellschaft konnte dafür den Boden abgeben. Der innere Ausbau der altdeutschen Stadt und das neue Arbeitsethos der Reformation im Bunde mit dem Aufdämmern kapitalistischer Denkformen haben diese Entwicklung merklich beeinflußt und gefördert. Fast jedes manuell tätige Gewerbe sah es seit dieser Zeit als notwendig an, sein eigenes Tun und Leben in Freud und Leid für sich und andere zu besingen. Das Bergmannslied, dem jüngst Gerhard Heilfurth eine eingehende Untersuchung widmete, entwickelte sich neben dem Soldatenlied und dem Jägerlied als der stärkste und stilistisch eigentümlichste Zweig dieser Gattung. Wie weit seine Wurzeln zurückreichen, ist noch ungewiß, sicher ist jedoch, daß auch hier das Reformationszeitalter, unterstützt durch wirtschaftliche Konjunkturen, beim inneren Ausbau bereichernd eingewirkt hat. Ein fester, über drei Jahrhunderte hinweg gleichbleibender Bestand an Motiven, Ausdrucksformen und Gehalten bezeugt auch heute noch in Nachklängen die Stabilität und Eigenart dieser Liedart, die zwar von der gesamten Gemeinschaft des Bergwerks getragen und innerlich belebt wurde, beschiedt haben sie jedoch vorwiegend Angehörige der Oberschichten, die aus grundmenschlicher Verbundenheit oft ganz aus dessen Geiste dichterisch und musikalisch zu schaffen vermochten. Dieses produktive Gebe- und Nehmeverhältnis ist seit 150 Jahren gestört, wenn nicht gar gänzlich tot. Der Schutt der Jahrhunderte lebt lediglich noch nach, ohne von den Wurzeln her neues Leben zu erhalten. Die Umwälzungen der industriellen Gesellschaft haben vielem, was einst in einer heilen Gebundenheit gehaltvoll und ernst genommen wurde, den Boden entzogen. Grundworte sind zu sterilen Formeln erstarrt, das Singen an sich steht in Frage.

Angesichts dieser nüchternen Bilanz erhebt sich die Frage: Hat das ständische Lied bisheriger Prägung



Triangelspieler

Porzellanfigur von Johann Joachim Kaendler, Meißen um 1750.

noch eine Lebe- und Entwicklungsmöglichkeit in der Zukunft, oder würde man dem gegenwärtigen Niedergang in der Singpraxis nicht auf anderen Wegen heilvoller begegnen und aufhelfen können?

Dieses kulturpolitisch ernste Anliegen gilt es mit um so größerem Bedacht zu besinnen, als für die schwer arbeitende industrielle Gesellschaft, insonderheit der Großstädte, das Singen nicht irgendein belangloser Schmuck ist, sondern in seinen Ausgleichsfunktionen zur Erhaltung einer vollmenschlichen Existenz un-

umgängliche Daseinsnotwendigkeit besitzt, was leider nur von wenigen in voller Gewichtigkeit gespürt wird. Für die materielle Enteignung der letzten Jahrzehnte schuf man Fürsorgeämter aller Art, an die geistige Enteignung jedoch wird nur unvollkommen gedacht. Hier kann aber weder mit Geld noch Verordnungen praktisch geholfen werden, sondern allein durch die schöpferische Leistung und die produktive Idee.

Es ist allgemein bekannt und bewußt, daß überall in der Welt sich soziologische Nivellierungsprozesse abspielen, die zunehmend aus einst schichthaftem Aufbau eine große Ebene mit geringen Erhöhungen und Mulden machen. Die geistigen Eliten im Volke selbst sterben gleichzeitig mit Standesnormen und organischen Gemeinschaften aus. Wenn somit die Lebensgrundlagen mehr und mehr schwinden oder bis auf ein Minimum einschrumpfen, müßte einsichtig sein, daß auch das auf diesen Gegebenheiten fußende Ständelied folgerichtig seine Existenz als gegenwartsnahe Gattung verloren hat. Es gehört heute bereits im wesentlichen der Geschichte an und wird von Chören, Schulen und anderswo „gepflegt“. Die alten Symbole und Gehalte haben nur noch beschränkt ihre Gültigkeit, weil man sie kaum mehr erkennt. Darum scheint es geboten, statt alte Schläuche neu zu füllen und mehr oder weniger einer Idylle nachzugehen, tiefer zu graben zu den „Grundgesängen“, um die sich bereits Herder und Goethe mühten. Den heutigen sozialen Verhältnissen entsprechend müßten allgemein verständliche und allgemein gültige Gehalte in prägnanten Gestalten neu und ursprünglich aufgegriffen und keimhaft verbreitet werden. Von grundlegender Wichtigkeit ist hierbei das Studium des europäischen Volksgesanges, weil er eine größere Reichhaltigkeit aufzuweisen hat als sie die derzeitigen nationalen Volksliedschätze isoliert noch besitzen. Nur Kerngut hat noch Aussicht, auf die Dauer Gehör zu finden und sich gegenüber Modeartikeln durchzusetzen, wobei es wesentlich darauf ankommt, dem industriell Tätigen im Singen, Spiel oder Bildwerk das zu vermitteln, was er nur zum Teil noch schwach besitzt, aber zum Leben notwendig benötigt: das Elementare, Zeitlose, Naturwüchsige. Die Wissenschaft kann dazu nur das anregende Material bereitstellen; dem aus der Gegenwart heraus Schaffenden bleibt es überlassen, in Anerkennung all dieser Momente und Bedenken das Zuträgliche und Aneignbare zu gestalten, das vielleicht in Zukunft wieder geistiger Besitz einer größeren Gemeinschaft der durch die Arbeit miteinander verbundenen Menschen werden kann.